Nebraska
Staats-Anzeiger und Herold.

Jahrgang 29. | Grand Island, Nebr., 25. September 1908. (Zweiter Theil.) | Nummer 5.

Pflichterfüllung.

Was die Natur dir hat gegeben,
Benutz' dein zugewognes Theil,
Benutz' es durch dein ganzes Leben
Zu deiner Brüder Glück und Heil!

Hast mit der Kraft, der ganzen, vollen,
Du treu geschafft zum Heil der Welt,
War gut und rein dein Streben, Wollen
Hat Edles dir die Brust geschwellt:

Dann darfst gehobenen Hauptes wallen
Du freudig deinem Ziele zu,
Dann ist der größte unter allen
Nicht größerer Ehre werth als du!

Emil Ritterhaus.

Es war zu spät!

Novellette von Margarethe Tigges.

„Ein Packet für Frau von Berken", sagt der Postbote, indem er ein kleines, grau eingeschlagenes Packet in die sich öffnende Etagenthür hineinreicht. Eine Frau in mittleren Jahren, noch immer eine feine, anmuthige Erscheinung, nimmt es in Empfang.

„Für mich ein Packet aus Heidelberg?" fragt sie verwundert.

„Stimmt!" sagt der Mann, nimmt sein Trinkgeld in Empfang und entfernt sich mit höflichem Gruß.

„Heidelberg", denkt die Frau, „nein, da kenne ich niemand."

Sie begiebt sich in ihr trauliches Wohnzimmer, wo vor einem Fenster, an dem sich blühende Blumen hinaufranken, ein zierlicher Schreibtisch steht. Davor läßt sie sich in einem kleinen Sessel nieder und prüft voll Neugier die Schrift des Absenders.

Verwundert schüttelt sie den Kopf, die Schrift ist ihr unbekannt. Sie löst sorgsam die Schnur und schlägt das graue Papier zurück.

Eine kleine Schachtel steht vor ihr, darauf liegt ein Brief. Sie nimmt, öffnet und liest ihn:

„Hochverehrte gnädige Frau!

Ich habe die traurige Pflicht, Ihnen mitzutheilen, daß der Professor Heinz Gerald vor einigen Tagen nach kurzer Krankheit gestorben ist. Er hat mich beauftragt, Ihnen mit seinen letzten Grüßen beigefandtes Kästchen zu übermitteln.

Mit vorzüglicher Hochachtung

Dr. Härter."

„Heinz Gerald", flüstern die Lippen der Frau, „Heinz Gerald todt?"

Mechanisch öffnet sie die kleine Schachtel. Nur ein paar Blumen sind darin, drei welke Rosen. Die Blätter rascheln leise bei der Bewegung, so dürr und trocken sind sie. Lange, lange Jahre muß es her sein, daß sie in lebendiger Schönheit blühten und dufteten.

Die einsame Frau blickt lange sinnend darauf nieder. Welche Bilder der Vergangenheit zaubern die welken Blumen hervor! Wie erwecken sie die Erinnerung an längst Gewesenes, an Vergessenes, an frohe, glückliche Zeiten.

An die erste Kindheit denkt sie zurück. Schon damals, wie sie noch Kind war, begann die Freundschaft mit Heinz Gerald und mit dem anderen, mit Kurt von Berken.

Beider Eltern waren eng mit den ihrigen befreundet und wohnten in der Nähe. Wie herrlich ließ es sich mit dem wilden Kurt tollen und jagen in den großen Gärten ihrer Eltern. Wie bewunderte sie stets seinen Muth und seine Kraft. Jedoch wie oft endeten diese Vergnügungen für sie in Thränen und Leid. Fast täglich hatte Kurt einen neuen Streich ausgedacht, und sie, Annemarie, mußte dabei sein. Ihr Ehrgeiz wollte es ihm in allem gleichthun, sie that blindlings, was Kurt von ihr verlangte.

So sollte sie eines Tages über einen großen Graben springen. „Du mußt das können, ich will es", sagte Kurt. Mit einem Satze war er drüben. Aber sie, die kleine, zierliche Annemarie, sprang zu kurz und fiel in den feuchten Graben, wo sie recht beschmutzt und sehr betrübt wieder herauskam.

„Pfui, du bist doch nur ein Mädchen", lachte Kurt sie aus. Beschämt schlich sie davon und wagte sich in den nächsten Tagen nicht an ihn heran. Dann ging sie zu Heinz und klagte ihm ihre Betrübniß. Heinz war ganz anders wie Kurt. Wohl konnte er auch lustig und vergnügt sein, aber er ließ sich nie vom Uebermuth fortreißen, war immer freundlich, hilfsbereit und konnte niemanden traurig sehen. So versuchte er sie zu trösten und sagte: „Mir gefällst du viel besser, wenn du nicht springen kannst; komm lieber mit mir auf die Wiese, dort blühen so schöne Blumen."

Und sie gingen zusammen dorthin, wo die vielen, vielen gelben Butterblumen und blauen Vergißmeinnicht blühten. Hand in Hand gingen sie, und Heinz sagte: „Denke dir nur, Annemarie, des Nachts, wenn es ganz dunkel ist und nur die Sterne wie kleine Lampen am Himmel stehen, dann steigt aus jeder Blume ein kleines Elfenkind. Die aus den Dotterblumen haben ein Kleidchen aus gelben Blüthenblättern und die aus den Vergißmeinnicht eins aus blauen Blüthenblättern an. Die gelben Elfen umschlingen die blauen, und sie eilen zum Bach hinunter und schöpfen mit ihren kleinen Händchen Wasser, und eine jede eilt und giebt ihrer Blume, in welcher sie tagsüber gewohnt hat, zu trinken. Wenn man des Morgens recht früh aufsteht, kann man auf jeder Blume noch ein Tröpfchen Wasser glänzen sehen. Das nennen wir Menschen Thau."

Wie schön war alles, was Heinz erzählte, und wie klug war er doch. Aber, dachte sie, so muthig und keck, wie Kurt, ist er nicht, und auch nicht so groß und stark; ach, wäre ich doch auch groß und stark, Kurt würde mich dann nicht mehr auslachen.

Und während sie mit Heinz weiter durch grünes Gras und bunte Blumen ging, dachte sie an Kurt.

Und ein anderes Bild zieht an den Augen der sinnenden Frau vorüber.

Sie sieht sich als junges Mädchen im weißen Kleide an der Seite eines stattlichen Offiziers. Mit heißen Blicken schaut der Mann sie an und neigt sich zu ihr nieder. „Annemarie, mein bist du, du sollst mich lieben, und bald für immer mit mir gehen in die Ferne. Ich will dir das Leben in der Welt draußen zeigen, da ist es herrlich und schön, Annemarie, du mußt, du weißt doch, daß du mir gehörst."

Sie zitterte bis in's Herz hinein, wie herrisch wirbt der Mann um ihre Liebe.

Aber sie kann nicht anders, sie muß „ja" zu allem sagen.

Aufschluchzend schlingt sie beide Arme um seinen Hals und flüstert: „Kurt, ich liebe dich, habe auch du mich immer lieb und habe Geduld mit mir."

Auch Heinz Gerald sieht sie neben sich, er ist ein ernster Mann geworden. Es ist ihr, als höre sie heute noch seine Worte, die er mit trauriger Stimme zu ihr spricht: „Meines Lebens höchster Wunsch war, dir, Annemarie, den Lebenspfad mit Blumen zu bestreuen, dir das Leben gut und schön, hell und licht zu machen, dich nur über freundliche Wege zu leiten, dich vor Leid und Trübsal zu bewahren. Wärest du mein geworden, dann hätte ich es gekonnt. Wahrlich, meine Liebe würde dich getragen und eingehüllt haben. Du liebst mich nicht. Den Schmerz darüber werde ich tragen, aber mit anzusehen, wie dein Glück, welches du erhoffst, in Scherben geht, das kann ich nicht. Darum laß mich dir heute für immer Lebewohl sagen. Solltest du einmal einen Freund brauchen, rufe mich."

Traurig war sie gewesen, den Freund so scheiden lassen zu müssen.

Sie brach drei weiße Rosen und reichte sie ihm stumm zum Abschied. —

Jedoch bald ist dieser Schmerz vergessen, der Andere ist gekommen und hat sie geholt zu kurzem Glück — zu langer Qual.

Sie hat in ihrer stillen, feinen Weise dem alles Glänzende liebenden Mann auf die Dauer nicht genügen können. Nun ist sie schon lange Jahre einsam und allein. Des Freundes hat sie oft gedacht, doch sie hat fest geglaubt, daß er längst ein schönes Glück gefunden.

Die drei verdorrten Rosen bringen ihr eine andere Kunde, die todten Blumen erzählen von einem treuen, starken Herzen, welches bis an sein Ende für sie geschlagen.

Von tiefer Reue fühlt sich die Einsame ergriffen. An dem echten Gold ist sie vorbeigegangen und hat dafür nach schimmerndem Tand gegriffen.

Thräne auf Thräne fällt aus den Augen der einsamen Frau hernieder auf die trockenen Blüthen in ihren Händen. Nichts kann ihnen ihr Leben, ihre Schönheit, ihren Duft wiedergeben, nichts kann ein todtes Herz erwecken.

Und in weher Qual ringt es sich aus ihrem Herzen empor: „Zu spät!"

Gute Zeit.

Auguste: „Du siehst aber gut aus, Minna! Ordentlich dick wirst Du!"

Minna: „Tja, ick hab's aber doch jut jetzt — meine Madam jebraucht eene Entfettungskur un macht de janze Arbeet alleene!"

Feurige Kohlen.

Skizze aus Süd-West von Ernst von Hammer.

Aus der weiten Steppe erhebt sich an den meist trockenen Ufern des Omuramba im Damaraland ein kegelförmiger Hügel. In blauer Ferne steigt breit und massig der Waterberg in die Höhe, dessen schroffer, nach Südosten fallender Hang jedes deutsche Auge auf sich zieht und die schlummernde Sehnsucht weckt nach den Bergen der Heimath.

Seit einigen Wochen war auf dem Hügel eine Signalstation errichtet. Weit vorgeschoben sollte sie gegen Nordosten das Thal des Omuramba sichern. Zum Führer der kleinen Schaar war der Unteroffizier Siebel ausersehen.

Noch nie hatte das 2. Feldregiment einen tüchtigeren Mann besessen. Kaltblütig in jeder Gefahr, ein Draufgänger im blutigen Kampf, unermüdlich in den Anstrengungen des Dienstes, erwarb er sich bei seinen Vorgesetzten einstimmiges Lob. Bei den Mann- und Kriegsleben ihn in engste Fühlung brachten, verstand Karl Siebel nicht, schaften aber, mit denen Kriegsgefahr sich Liebe zu erwerben. Achtung zollte man ihm, aber sie wurde stark entwerthet durch die Scheu vor seinem herrischen Wesen, seiner Neigung zum Spott und seiner immer unerbittlichen Rücksichtslosigkeit. So verschlossen sich ihm die Herzen. —

Siebel stand in der brennenden Mittagssonne am Dornenverhau, der die Zelte des Kommandos umschloß, sah in die flimmernde Luft hinaus und leuchtete mit dem Feldstecher die weite Ebene ab. Er erwartete seinen Patrouillenreiter zurück, den er am frühen Morgen gegen den Otjhawita-Paß vorgeschickt hatte. Der Reiter Randow hatte allein satteln müssen; denn wieder waren zwei Pferde des kleinen Kommandos unbrauchbar geworden. Mit hängenden Köpfen und ohne zu fressen standen sie auf dem Weideplatz des Hügels.

„Der Randow ist ein Esel! Hätte längst zurück sein müssen. Sitzt natürlich wieder irgendwo im Busch und döst vor sich hin oder liest seine frommen Märchen, dieser Scheinheilige!" murmelte Siebel.

Dann lief er erregt auf und ab und schalt dabei mit der kochenden und arbeitenden Mannschaft.

Er schätzte den Werth seiner Reiter nur gering. Der Schlag war ihm zu schwerfällig. Alle waren sie aus der Hannoverschen Heide, und ihre stille, ruhige, bedächtige Art erschien ihm als Trägheit und Unlust am Dienst. Den stummen Gehorsam, der nicht aufdringlich, etwas langsam zwar, aber sicher das Befohlene vollführte, deutete der Unteroffizier als heimliches Widerstreben. Der Randow aber, der lange Heidjer, war in Siebels Augen der wertloseste von allen. Wenn die andern Karten spielten oder sich ihre Dorf- und Kasernengeschichten erzählen, saß Randow stumm dabei. Wenn sie ihre Gassenhauer sangen, sang Randow nicht mit. Seinen Rum verschenkte er und zeigte in guten und bösen Tagen immer nur sein gleichmüthiges, ausdrucksloses Gesich.

Der lange dürre Heidebauer mit seinem flachsgelben Haar und den ehrlichen blauen Augen war aber nicht der „tückische Kerl", für den der Unteroffizier ihn hielt. Er liebte nur das Wortemachen nicht und hatte in einsamer Jugend auf einsamer Heide sein Gepräge erhalten. Ein „Sinnirer" war er, wie sie daheim von ihm sagten. Aus dem harten Dornenholz schnitzte er, nie unbeschäftigt, allerlei nützliche Geräthe, auch kleine Thiere, Schafe und Hunde, summte und pfiff dazu leise vor sich hin, war tief in Gedanken und ließ das Thonpfeifchen zwischen den Zähnen nicht ausgehn. Sobald aber Arbeit und Dienst es erlaubten, zog er aus der Tasche seines Rockes ein Büchlein hervor und las, langsam mit dem Finger den Zeilen folgend, mit leise sprechenden Lippen. Das Büchlein war das Neue Testament. Das hatte ihm der alte Vater Randow mitgegeben in den Krieg gegen die schwarzen Heiden. Es verband ihn, weit über Meer hin, mit der Heimath und dem Elternhause auf der einsamen Heide. —

In der Ferne gewahrte Siebel endlich den Patrouillenreiter, und bald darauf erklomm Randows Brauner mit keuchenden Flanken den Hügel.

Der Reiter meldete.

Am Othawita-Paß hatte er Spuren einer kleinen Schaar Hereros bemerkt. Er war den Zeichen nachgeritten und hatte bald aus dem hohen Grase des Buschwaldes Feuer erhalten.

„Wieviel Mann des Feindes zählten Sie?"

„Keinen."

„Dumm genug! Haben Sie, Kerl, denn nicht wenigstens versucht, Sicheres zu entdecken?"

„Jawohl."

„Na? Was denn? Mensch! Thun Sie doch endlich die Zähne voneinander und schwatzen Sie los!"

„Ich zählte die Fußspuren."

„Endlich! — Wieviel Krieger schienen es zu sein?"

„Glaube fünf, Herr Unteroffizier."

„Und da hast du Bengel nicht einmal versucht, in den Busch zu dringen?

Randow sah sehr ermattet aus und schien zu schwanken, aber er stand doch stramm vor seinem Unteroffizier. Sein Gesicht war unbeweglich, und ohne irgend ein Zeichen von Erregung hatte er gemeldet. Als ihm aber jetzt Feigheit vorgeworfen wurde, wandte er sich stumm zur Seite und wies auf sein linkes Bein, das aus einer Schußwunde stark blutete. Dann ließ er den müden Gaul herumtreten und wies wortlos auf zwei schwere Verletzungen hin.

Randow hatte seine Pflicht gethan, aber eine Belobigung erhielt er nicht. Er verlangte auch keine und führte den Braunen ohne Murren in den Kraal, wo er ihn verband und tränkte. Dann erst ließ er sich das Blut stillen.

Seine Nachricht aber war von höchster Wichtigkeit gewesen und verrieth die Nähe und das dreistere Auftreten des zurückgedrängten Feindes. Der Unteroffizier ging wieder an den Dornenverhau und sah in die Ebene. In einer Woche hoffte er auf Ablösung von dem schlimmen Posten. Dann wollte er nach Ablauf seiner Verpflichtung zum Kriegsdienst nach Deutschland zurück und, mit der Kriegspension versehen, ins Erwerbsleben eintreten.

„Wenn mir nur die Kerls, diese dummen Bauern, keinen Strich durch meine Plänen machen! Die Sorte ist widerhaarig und der Feind ist nahe."

Und dann ließ Karl Siebel seine Gedanken weiter zurückeilen, über den Ozean in die Heimath. Dort lebte sein alter Vater, der ihn vor zwei Jahren aufs Schiff gebracht. In die Heimath aber wollte Siebel nicht zurückkehren. Dort achtete man ihn nicht. Er war Unteroffizier gewesen in demselben Bataillon, in dem sein Vater die Zahlmeisterstelle bekleidete, und mit allen Hoffnungen begann die Soldatenzeit. Dann aber kam das Unglück. Im Jähzorn hatte Siebel einen Rekruten geschlagen und wurde bestraft. Man ließ ihm zwar die Tressen aus Rücksicht auf den braven, treugedienten Vater, aber die erwählte Laufbahn war unmöglich geworden.

Den letzten Sonntag daheim war der alte Mann mit ihm zum Gottesdienst gegangen. Karl Siebel achtete sonst nicht viel auf Bibelwort. Der letzte Sonntag daheim aber — der war fest im Gedächtniß geblieben. Von Erbarmen, von Freundlichkeit, Demuth, Sanftmuth und Geduld hatte der Pfarrer gesprochen.

Am andern Tage hatte Karl reisefertig vor dem Vater gestanden. Der segnete ihn und wünschte ihm Frieden.

„Nun — der Frieden ist nicht gekommen und der Segen auch nicht! Arbeit und Aerger von Morgens bis Abends. Nur widerspenstige Kerle, die mir das Leben sauer machen. Solchen Menschen kann man nicht mit Sanftmuth und Geduld gegenübertreten. Besonders nicht diesem Randow, dem Scheinheiligen."

Dann trat dem Unteroffizier wieder die Gefahr vor Augen, in der er mit seinem schwachen Kommando schwebte, und er ließ erneut an dem Dornenverhau arbeiten, das Pallisadenthor nachsehen, den Schützengraben bessern, die Munition ergänzen und die Wasserbehälter füllen. Dann gab er die Nachricht, die Randow brachte, durch den Heliographen weiter zur Waterbergstation.

Die Mannschaft arbeitete, wie immer, gehorsam, aber stumm, ohne den bei gemeinsamer Gefahr so nahe liegenden Gedankenaustausch. Sie kannten ihren Unteroffizier nur als einen scharfen Herrn, stets scheltend und strafend. Anders als dienstlich sprach er nicht mit ihnen, setzte sich auch nicht des Abends ans Feuer, um das die Reiter, ihr Pfeifchen schmauchend, hockten. So fehlte die sonst leicht versöhnende Freundlichkeit des Kriegskameraden. Das machte alle stumm in seiner Gegenwart.

Aber im Zelte der Reiter, das von dem des Postenführers dreißig Schritte entfernt lag, ließ heute mancher seinem Unmuth freien Lauf.

Randow nahm nicht theil daran. Er war beim Feuer sitzen geblieben. Dort kühlte er seine Wunde mit Wasser und schürte das flackernde Dornholz.

Um zehn Uhr kam der Unteroffizier heran. Er fand das Feuer nicht hell genug.

„Ich hab's von wegen die Feinde nicht hell gemacht," sagte Randow.

Aber im Jähzorn verbot ihm Siebel, ins Zelt zu gehen und gab ihm für die ganze Nacht die Feuerwache. Randow verzog keine Miene. Er wußte, daß er seinem Vorgesetzten zuwider war, wie der Tag der Eule; aber er kannte seine Pflicht. Stumm, mit brennender Wunde, saß er am Wachtfeuer, während die andern auf ihrem Zeltlager sich in den Schlaf redeten.

Abseits, am westlichen Hügelrand, stand das Zelt des Unteroffiziers. Steil ab fiel der Hang zum Flußthal. Hier oben schien die sicherste Stelle zu sein. Bei Tage stand der Wachtposten dort und beherrschte mit weitem Rundblick die Steppe. Bei Nacht schützte das Dornengestrüpp aus halber Höhe, zu künstlichem Verhau geflochten.

Das Mißtrauen in die Gesinnung seiner Leute ließ den Unteroffizier nicht schlafen. Er saß vor seinem Zelt und sah ins Dunkle. Wieder überdachte er sein Leben, wie es sich nun schon in zwei Welttheilen abgespielt hatte.

„Elendes Dasein!" war das Resultat seines Grübelns, und er sah den Lauf der Dinge, die enttäuschten Hoffnungen und die zweifelhafte Zukunft nur durch fremde Schuld herbeigeführt. Aber das Vergangene lastete doch weniger schwer auf ihm, als die Gegenwart, und er beschloß, den nicht erkannten guten Willen seiner Reiter durch Schrecken zu ersetzen. Randow sollte bei der kleinsten, auch nur angedeuteten Widersetzlichkeit in Thaten, Worten oder Gebärden, gefesselt werden. —

Der Nachtposten war aufgezogen am östlichen Rand, in der Nähe der Pferdekoppel. Die Wolken zogen schwarz und schwer dahin. Bald mußte die Regenzeit beginnen. Es war sehr dunkel, und ein Schleier lag über den sonst glitzernden Gestirnen.

Der Posten ging müde und langsam auf und ab, das Gewehr im Arm. Da krallte sich plötzlich eine knochige Faust um seinen Hals. Mehrere dunkle Gestalten erhoben sich lautlos vom Boden, stürzten sich auf den Betäubten und fingen ihn auf, als er zu Boden fiel. Dann senkte sich ein Messer zweimal tief in das Herz des Reiters.

Randow wachte am Feuer. Gerade hatte er beim flackernden Scheine den Spruch gelesen: — — — und vergebet euch untereinander, so jemand Klage hat wider den andern. „Jo, min lewe Herrgott, dat will ick ock doon!" sagte er leise durch die Zähne zu sich selbst. Er hatte die Hände über die Knie gelegt und blickte in die verglimmende Gluth. Der Vorgesetzte und die Kameraden machten seinen Gedanken viel zu schaffen, und er grübelte, wie er Unheil verhüten könne. Wenn der Herr Unteroffizier nur mehr von ihm hielte, dann wollte er schon einmal mit ihm reden, nur aus sich selbst: denn die Kameraden wollte er nicht verrathen. Aber der Unteroffizier nannte ihn Esel und bestrafte ihn oft und hart. Wo war da ein Ausweg? —

Da hörte er nicht weit vom Wachtfeuer, aus der Richtung der Pferdekoppel, einen dumpfen Laut. Daheim, auf der Heide, wo er die Heerde auch des Nachts nicht verließ, hatte man ihn von Jugend an gelehrt, auch auf das leiseste Geräusch zu achten, und ihn gewöhnt, mit seinen hellen Augen die Dunkelheit zu durchdringen.

Dicht zur Erde bog er den Kopf. Da erkannte er auf dem Plateau des Hügels, in der Richtung auf das Zelt des Unteroffiziers, eine Reihe dunkler Körper, die vorsichtig, lautlos, auf Händen und Knien sich bewegend dahin krochen, einer hinter dem andern.

Randow sprang auf. Die Kehle war ihm wie zugeschnürt. Er stürzte, so schnell seine Wunde erlaubte, zum Gewehrständer, schüttelte die Kameraden wach, um mit ihnen dem Feinde entgegen zu eilen.

Da ertönte ein gräßlicher Schrei durch die stille Nacht.

War das nicht die Stimme des Unteroffiziers?

Gleich darauf gellte es herüber: „Hülfe! — Hülfe!"

In fliegender Hast rief Randow die Reiter an, die, vom Schlaf und Schrecken verwirrt, ihn anstarrten. Dann sprang er allein voraus.

Im Laufen lockerte er sein Seitengewehr in der Scheide und entsicherte seine Schußwaffe.

Da war der Feind!

Randow warf sich zur Erde, und Schuß um Schuß knallte aus seinem Gewehr in die dämmerige Nacht, und Schuß um Schuß traf. Auch in höchster Noth zielte er genau, langsam und bedächtig. Wie es seine niedersächsische Art war, spähte er scharf über das Korn, treu und zuverlässig, und unbekümmert um das Blei, das rechts und links von ihm den Boden furchte.

Dann war Ruhe, der Feind antwortete nicht mehr.

Randow kroch vor, den Gewehrriemen zwischen den Zähnen.

„Halt! Da lief noch einer, der als Ziel sich lohnte.

Der Heidjer legte an und schoß und sah den Räuber stürzen.

Da kamen die anderen Reiter herangelaufen. „Zu dem Unteroffizier!" rief einer von ihnen. —

Zwischen drei erschossenen Hereros lag Karl Siebel und stöhnte laut. Randow beugte sich über ihn. Der Unteroffizier war halb entkleidet, die Uniform war ihm vom Leibe gerissen. Er stöhnte, sinnlos vor Schmerz.

Vorsichtig hoben die Reiter ihren Führer auf und trugen den verstümmelten Mann zum auflohenden Feuer. Dort labten sie ihn, so gut sie konnten, und standen schweigend umher.

Randow aber hatte des Unteroffiziers Haupt auf dem Schooß. Er bettete es so weich wie möglich auf dem weiten Mantel und wischte ihm sorglich mit dem Aermel den Angstschweiß von der Stirn.

Flüsternd sprach er in das Ohr des Todtwunden hinein, leise und eintönig, wie sie daheim zu beten pflegten. Das Vaterunser gab er ihm mit auf den weiten, dunklen Weg; besseres hatte er nicht. Und der sterbende Mann hörte ihn. Einmal noch schlug er die brechenden Augen auf und sah über sich das freundliche Gesicht des einfachen Heidebauern, dem er so viele Noth gemacht, der jetzt feurige Kohlen auf sein Haupt sammelte und ihm treulich die letzte Labung gab.

Dann hatte er ausgelitten.

Aus der klassischen Zeit der Schminke und des Puders

führt der Geschichtsschreiber der französischen Sitten, Alfred Franklin, in einem neuen Buche ein paar bezeichnende Beispiele an. In einem Hungerjahre des 17. Jahrhunderts brauchten die eleganten Herren des französischen Hofes soviel Mehl zum Pudern, daß man damit gut 10,000 Leute hätte speisen können. Eine wie absolute Herrschaft die Mode ausübte, zeigt am besten folgender Zwischenfall: Als im Jahre 1745 Maria Theresia aus Spanien kam, um mit dem Dauphin verheirathet zu werden, bemerkten die ihr entgegengesandten französischen Hofleute mit Entsetzen, daß sie sich nicht schminkte. Auf ihre Vorstellung, daß auch der frischeste Teint einer 16-jährigen jungen Dame keinen Vergleich mit der geschminkten Schönheit der französischen Hofdamen aushalten könnte, wollte die Prinzessin sich jedoch nicht fügen, es sei denn, daß der König, die Königin und der Dauphin es ihr beföhlen. Ein Eilbote jagte mit verhängten Zügeln nach Versailles, wo man einstimmig der Meinung war, daß der Anblick eines ungeschminktes Gesichts allzu sehr an eine Sterbende erinnerte und den Dauphin erschrecken könnte. Der Herzog von Richelieu eilte selbst der Prinzessin entgegen und es gelang ihm, sie endlich von der Nothwendigkeit des Schminkens zu überzeugen. — Andere Zeiten, andere Sitten. In England erlangte kürzlich ein Mann die Scheidung von seiner Frau, weil sie sich — schminkte! Sie hätte ihm damit vor der Hochzeit ein Gesicht vorgetäuscht, das in Wahrheit nicht das ihre wäre, und eine Frau, die über ihr Gesicht eine Lüge verbreitete — welcher Lüge wäre die nicht fähig? Aber das merkwürdigste an der Sache ist, daß die Scheidung auf Grund eines Gesetzes ausgesprochen wurde, das 2½ Jahrhundert zurückdatirt, also gerade in der klassischen Zeit der Schminke erlassen wurde. Das ehrwürdige Gesetz aus dem Jahre 1670 erklärt, daß jede Frau, welchen Alters und welchen Standes sie auch sei, die einen der männlichen Unterthanen Sr. Majestät durch den Gebrauch von Schminke, Schönheitsmitteln, künstlichen Zähnen, falschen Haaren, durch eine ausgepolsterte Büste oder allzu hohe Hacken, zur Eheschließung verleitet, den Gesetzen verfallen solle, die gegen die Zauberer und Hexen in Kraft sind, und daß ihre Ehe null und nichtig sein solle. Das Gesetz war wie so viele andere in dem konservativen England auch heute noch nicht außer Kraft gesetzt, und so konnte es angewendet werden, obwohl sonst kaum ein Engländer noch daran gedacht haben mag.

Am Postschalter.

„Lagert hier vielleicht ein Brief unter „Ewig Dein"?"

„Nein; aber unter „Ewig der Ihrige!"

„Das wird er sein! Der junge Mann ist so kolossal schüchtern!"